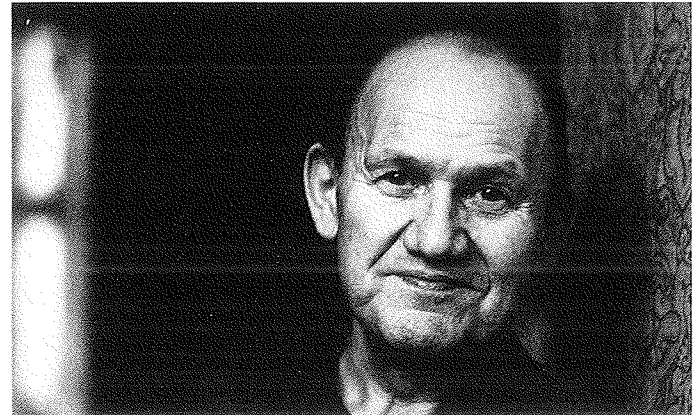


Franz Fühmann
Briefe 1950-1984

Eine Auswahl



Herausgegeben
von Hans-Jürgen Schmitt

Hinstorff

Foto im Haupttitel: Isolde Ohlbaum

CIP-Titelaufnahme

Fühmann, Franz:

Briefe 1950–1984. Eine Auswahl /

hrsg. von Hans-Jürgen Schmitt.

1. Auflage – Rostock: Hinstorff Verlag 1994.

608 S.

© Hinstorff Verlag GmbH, Rostock 1994

1. Auflage 1994

Gesamtgestaltung: Rudolf Grüttner

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: Offizin Andersen Nexö GmbH, Leipzig

Printed in Germany

ISBN 3-356-00570-7

Inhalt

Briefe 1950–1984. Eine Auswahl 7

Anhang

Editorische Notiz 477

Anmerkungen zu den Briefen 481

Nachwort 545

Dokumente 563

Dank 599

Personenverzeichnis 601

OFFENER BRIEF⁴³

an den Leiter der Hauptverwaltung Buchhandel und Verlage
im Ministerium für Kultur Klaus Höpcke

20. 11. 1977

Verehrter Herr Minister,

Sie waren so freundlich, mir einen Artikel aus Ihrer Feder mit dem guten Titel »Lust an der Wahrheit« zuzusenden und mich um meine Meinung zu fragen – darf ich die zugleich für Ihre und meine Leser mit äußern, Ihnen also in einem Offenen Brief antworten? Es ist zwar schon ein paar Wochen her, daß die »Weltbühne« Ihre Arbeit gebracht hat, in der Nummer 37, im milden September, aber Lust an – und nicht minder Qual mit – der Wahrheit bleibt ja auch in Novemberstürmen und Dezemberfrösten.

Sie rufen uns in Ihrem Aufsatz lesenswerte Sätze in die Erinnerung zurück. »Die Wahrheit lieben: anders wird keiner groß« – wer wollte da Heinrich Mann nicht zustimmen, und wer wünschte, und dies aus vollem Herzen, sich nicht bestätigt, was Sie von Belinski zitieren: »Unser Zeitalter ist ganz Drang, ganz Suchen und Sehnsucht nach Wahrheit.« Ich bezweifle das »ganz«; doch: Welch ein Ideal! Ich gebe auch vielen Ihrer Sätze gern recht, etwa: »Wie wir die Wertung des Lebens durch die Literatur brauchen, so brauchen wir die Wertung der Literatur durch das Leben.« Ich könnte unschwer noch mehr bringen; leider aber setzt mich Ihre Arbeit nicht in den Stand, auf das Hauptstück Ihrer Ausführungen so einzugehen, wie Sie wohl selbst wünschen, daß es geschehe: mit Sachkenntnis und Anteilnahme. Sie streiten wider einen Aufsatz in einem Feuilleton der Hamburger »Zeit«, worin ein von Ihnen nicht namentlich genannter Autor – ich muß, da Sie nicht wörtlich zitieren, nun dem Gang Ihrer Darlegung vertrauensvoll folgen –, worin also ein offener Ignorant zu behaupten versucht hat, die »Schöpfer der Literatur« – das wären wohl wir Schriftsteller – »hätten ein Monopol des Strebens nach und des Besitzes an der Wahrheit«. Ich muß

gestehen, daß ich mir nur schwer, ja eigentlich überhaupt nicht vorstellen kann, daß ein ernstzunehmender Autor so etwas zum Druck gibt. Sie schreiben dazu, in nobler Zurückhaltung: »...beweisbar ist dieses Gegensatzschema nicht.« – Ich finde diese Charakteristik sehr milde; ich würde diese Äußerung meines ungenannten Kollegen, wäre sie wirklich so getan, schlicht für töricht und anmaßend halten. Wirklich schade, daß Sie den Namen nicht nennen und es verschmähen, diese Überhebung durch deren Wortlaut sich selbst richten zu lassen; Sie hätten mich, wer immer es auch sein mag, als redlichen Streiter an Ihrer Seite. Da ich aber auch an Ihrer Darstellung nicht zweifeln möchte, bleibt mir nichts, als an ein Mißverständnis zu glauben, doch stehe in jenem Artikel was immer, er war Ihnen Anlaß zu einer Polemik, und die, und ganz speziell deren Titel haben mich herausgefordert, gar nicht zu einer Gegenpolemik, sondern zu einigen Fragen, zunächst an mich selbst. Johannes 18/38: »Was ist Wahrheit?«

Sicher sage ich Ihnen nichts Neues, sondern variiere nur Ihre eigene Feststellung, wenn ich zwei Arten von Wahrheit unterscheide: die Wahrheit als Resultat, und die Wahrheit als Prozeß. Zwischen diesen beiden Qualitäten steht keine unübersteigbare Mauer, auch diese Begriffe sind im Fluß, aber sie sind eben auch feste Begriffe, und man sollte sich hüten, sie willkürlich gegeneinander auszutauschen. Das Haben der vor uns schon gefundenen und mannigfach als gültig bestätigten Wahrheit ist etwas Anderes als das Teilhaben am Prozeß ihrer Findung, die das fortschreitende Leben ständig verlangt, und wenn die Wahrheit als Resultat allen gehört, die guten Willens sind, sie zu besitzen, gehören zum Finden der Wahrheit alle, die guten Willens sind, sie zu suchen. Da wie dort gibt es kein Monopol. Weder ein Einzelner, noch ein Berufsstand, noch irgendeine soziale Organisation oder politische Gruppierung ist im alleinigen Besitz der Wahrheit und dürfte es auch nicht im Privileg von Mitteln sein, sie finden zu können, dürfte es nicht sein um der Wahrheit willen, die nur von allen gefunden werden kann. – Die Wahrheit des Lebens ist die Wahrheit derer, die leben. – Ebenso ist weder ein Einzelner, noch ein Berufsstand, noch irgendeine soziale Organisation oder politische Gruppierung in der alleinigen Schuld des Irrtums oder im Permiß, ihn begehen zu dürfen. – Ich möchte das Wort

»Wahrheit« betonen; die Lüge, also das bewußte Sagen des als unwahr Gekanntem, wünsche ich, und dies gewiß mit Ihnen, unterdrückt und geächtet zu sehen: wenn es, wie im Fall von Faschismus, Rassenhetze und Kriegsgebrüll, not täte, durch die Macht des Staates, vor allem aber durch die Macht der öffentlichen Meinung, eben jener, die wir kaum in den Ansätzen haben, ich drücke mich da vorsichtig aus. – Denn Öffentlichkeit als geistige Macht erfordert dreierlei: Information, sich aus den Quellen, nicht nur aus Kommentaren, eine Meinung zu bilden; Gelegenheit, diese Meinung auch mitzuteilen, und zwar im vollen Sinn, den »mitteilen« hat, und schließlich eine begründete Aussicht auf eine, natürlich proportionale, Wirkungsmöglichkeit dieser Meinung. Darf ich, verehrter Herr Minister, freimütig gestehen, daß mich, was diese Dreierheit betrifft, angesichts der Realität unseres Lebens, des realen Sozialismus, ein Gefühl ankommt, das doch mehr Unlust als Lust ist?

Information – ich will jetzt nicht das wiederholen, was sich in beinahe schon gespenstischer Weise an Mißmut über ihren Zustand von Jahr zu Jahr und Jahrfünft zu Jahrfünft und Jahrzehnt zu Jahrzehnt durch all unsere internen Diskussionen schleppt, ohne daß es möglich wäre, das Gespräch darüber öffentlich zu führen, und ohne daß sich, außer leisesten Korrekturen in Einzelzügen, eine merkliche Änderung zeigte. Ich könnte Belege aus eigenem Betroffensein bringen; ich beschränke mich auf ein anderes und nur einziges Beispiel. Sarah Kirsch ist von uns fortgegangen, weil sich ihr hier keine Zeile mehr fügen wollte, und keine Zeitung, kein Rundfunkkommentar, keine Aktuelle Kamera hat (oder irre ich mich doch?) es für nötig befunden, diese Tatsache unserem Publikum mitzuteilen: die Nachrichtengebung vertraute darauf, daß, wer so etwas wissen wolle, es sowieso schon erfahre, aus einem anderen Informationssystem. – Hier liegt die Wurzel all unsres Unbehagens auf diesem Sektor; es gibt eine große Lust auf Wahrheit, nur wird sie ungenügend gestillt. – Nun muß man durchaus nicht meiner Meinung folgen und Sarah Kirsch für die bedeutendste lebende Dichterin deutscher Sprache halten; einige der Kollegen, die Sie in Ihrem Artikel anführen, werden das gewißlich nicht tun, und zwei oder auch drei von denen werden überhaupt bestreiten, daß sie eine Dichterin ist – nun gut, ich billige ja auch nicht allen Kollegen, die Sie von der vereh-

rungrwürdigen Anna Seghers bis zum Verfasser jenes »Vater Batti« nennen, ein – wie Sie formuliert haben – »künstlerisches Werk« zu; allein die große Mehrheit unsres Publikums wird wohl mit mir der Meinung sein, daß die Tatsache des Weggangs von Sarah Kirsch einer Meldung wert gewesen wäre, ganz zu schweigen von einer Bekundung ehrlicher Trauer über diesen unersetzbaren Verlust und ehrlichem Nachdenken über seine Gründe. Lust allein wird sich beim Suchen und Finden dieser Wahrheit nicht einstellen, und dennoch sollten wir sie nicht scheuen. Ich weiß, wie quälend dies Weggehn gewesen ist, für so viele von uns, und für meine Kollegin Sarah am meisten. Und es geht ja nicht nur um die Information.

Was mich empört hat, war die demonstrative Bereitschaftslosigkeit mancher Institutionen (nicht der von Ihnen geleiteten, um das ausdrücklich zu sagen), vor allem der dazu doch am meisten berufenen, des Schriftstellerverbandes, die uns Verlassende nach ihren Gründen zu dieser Entscheidung auch nur zu fragen. Ich habe gebeten, daß man es tue, man hat diese Zumutung weit von sich gewiesen. Lust an der Wahrheit war da gewiß nicht im Spiel, wohl aber Lust, ihr auszuweichen, da man fühlte, sie werde quälend sein.

Ist es, verehrter Herr Minister, nicht ein wenig merkwürdig? Auf der einen Seite Ihr Bild einer Gesellschaft, die, von der Lust an der Wahrheit beflügelt, mit »Zielbewußtheit und Zielstrebigkeit« »eine neue Welt errichtet«, geführt von einer Kraft, die »überzeugt, daß die Künste im geistigen Leben unserer Gesellschaft unentbehrlich und unersetzbar sind« davon ausgeht, »daß wir auf die Entdeckungen der Künste sowenig verzichten können wie auf die Entdeckungen der Wissenschaften«, und getragen von einem Volk, das »hohe Achtung vor den Lebenserkundern« hegt, »getrieben von nie ermüdender Lust an der Wahrheit« – Sie haben gewiß die Zitate als Ihre Worte wiedererkannt. Auf der einen Seite also das Bild einer Gesellschaft, deren Angebot an alle, ihr Entdecker- und Erbauerglück zu teilen, nur einen Böartigen, einen Reaktionär oder einen Dummkopf nicht zu begeisterter Zustimmung hinreißen könnte; andererseits ein wachsendes Unbehagen nicht nur so mancher Schriftsteller und Künstler an der Wirklichkeit ebendieser Gesellschaft, ein Unbehagen, das auch ich teile, und das allmählich in Resignation um-

zuschlagen droht, ja bei einigen bereits dahin umgeschlagen ist, da es aus der bitteren Erfahrung herrührt, ständig und ständig nur als Objekt und nicht auch als Subjekt von Politik und Kulturpolitik, nicht als Mitberater und Mitbestimmer, sondern ausschließlich als Durchführer und Umsetzer von Programmen betrachtet und behandelt zu werden. – Wie geht beides zusammen: Ihr Bild und das meine? – Es gibt da nur zwei Möglichkeiten: Entweder – und diese Ansicht wird ja von manchem meiner wie Ihrer Kollegen vertreten –, entweder sind Leute wie unsereins hoffnungslos stumpf und dumpf und unbelehrbar in einem Elfenbeinturm aus Rückständigkeit, Ignoranz und Hybris gefangen (auch das böse Wort »Konterrevolutionär« ist im Umlauf), oder das Bild einer enthusiasmierenden Gesellschaft stimmt doch nicht so ganz mit deren Wirklichkeit überein. Ein arges Dilemma, aber ich kann es nicht abwenden:

Ihr Artikel, Herr Minister, stellt mich vor die Wahl, mir entweder eins jener drei Attribute – bössartig, reaktionär, dumm – als das für mich passende auszusuchen oder Ihnen zu bedenken zu geben, ob Sie in einem mir nur zu gut begreiflichen Wunschdenken vom Zustand der Gesellschaft, in deren Leitung Sie ja ein wichtiges Amt führen, ob Sie sich also von der Realität nicht doch mit einem Elan abgewandt haben, den man als ein bißchen sehr hoffnungsfroh, den man aber auch – halten zu Gnaden – als ein bißchen demagogisch bezeichnen könnte. Ein Offener Brief soll offen sein.

Herr Minister, wir beide sind »Männer der Feder« und wissen, welche Lust, eben Lust an der Wahrheit, in diesem Handwerk gewährt werden kann, doch Sie wissen gewiß auch so gut wie ich, welche Qual es oft heißt, die Wahrheit zu suchen; der Weg zu ihr ist nicht immer so beschaffen, daß man auf ihm vorwärtsstürmt. Wenn ich die nunmehr zwanzig Jahre wäge, die ich hauptberuflich als Schriftsteller verbracht habe, so senkt sich die Schale mit den Qualen sichtbar tiefer als die mit der Lust. Das ist am wenigsten Schuld der Gesellschaft, von Schuld ist zunächst überhaupt nicht die Rede, die Sache selbst bringt es so mit sich. Es ist oft grausam quälend gewesen, das eigene Leben zu überdenken und der Wahrheit seiner Existenz ins Auge zu sehen. Ich kenne nur zu gut die Versuchung, bei der halben Wahrheit stehenzubleiben, sich einen schmalen Ausschlupf offenzuhalten, vor der

Scham eines Geständnisses zu kapitulieren, eine – um mit Ihnen nochmals Belinski zu zitieren –, eine »ergötzliche kleine Lüge« zu hätscheln und, um der Pein von Konsequenzen zu entgehen, sich einen »angenehmen Irrtum« zu erlauben, kurzum, den Qualen und Ärgernissen der ganzen Wahrheit auszuweichen, und mich befällt manchmal ein Gefühl von Neid, wenn ich Kollegen versichern höre, das Schreiben sei rundum ein prächtiger Spaß. – Nein, ich will sie doch nicht beneiden. – Ich will auch nicht klagen noch mich beklagen, was ich will, ist lediglich, auch auf die bittere Seite der Wahrheit aufmerksam zu machen, denn Lust erklärt vieles, aber nicht alles. Es ist verständlich Quälendes zu meiden, verständlich vom Einzelnen wie von einer Gesellschaft, die durch die Dauer ihres Bestehens mit einem Weltgegner kämpfen muß, der Schonung nicht übt und Nachsicht nicht kennt. Zum Schmerz von außen nicht noch welchen von innen, denn Schmerzen lähmen unsere Kräfte – das ist doch das gängige Argument, mit dem man jeden Willen zum bessern Neuen in den zu einer Rückkehr zum schlechten Alten und jedes Signalisieren von Übeln ins Erzeugen von Übeln umspielen kann. Aber der Schmerz von innen hat seine Funktion, er bricht als Tatsache des Lebens selbst wie die Lust aus den Widersprüchen der Entwicklung, und er bringt Informationen, die Lust nie brachte, Warnung und Mahnung, daß da etwas krank sei, ein Nerv eingeklemmt, ein Muskel entzündet, Zellen einseitig ernährt, der Blutkreislauf unterbrochen, ein Gelenk von Versteifung bedroht. Das Wesen des Schmerzes ist Erregung von Unlust, verständlich, daß man ihn hemmen will, doch wer sich ihm ganz zu entziehen versucht, beraubt sich eines lebenserhaltenden Sinnes und – um speziell von der Kunstwahrheit zu sprechen – der lebenserneuernden Macht des Katharsis. Lust und Schmerz sind unabdingbar, die ganze Wahrheit unsres Werdens zu fassen, an die wir uns ja nur annähern können, ebendarum braucht Wahrheit Jeden, so wie ein Jeder Wahrheit braucht. Das alles ist theoretisch nichts Neues und wird in dieser Form kaum bestritten, verzeihen Sie, daß ich Sie gelangweilt habe, allein unsre Praxis ist so beschaffen, daß eine schmerzliche Botschaft nur allzuoft entweder als Verleumdung zurückgewiesen oder als unseriöses Verlangen abgetan wird, etwas ändern zu sollen, das nicht änderbar sei, weil es real ist, und real sein heiße, daß etwas eben so sei, wie es ist. –

Aber jede dieser Behauptungen ist doch auch nur eine Meinung – was erhebt sie zum Rang gesicherter Wahrheit, mit dem sie sich so selbstverständlich verkündet; wer darf im Prozeß der Wahrheitsfindung, den wir alle vollziehen und von dem Jeder nur Teil ist, seine Meinung als richtig und die ihr widersprechende als falsch nicht nur postulieren, sondern auch administrieren? – Ich rede dabei noch gar nicht von der Spezifik der Literatur, zu deren Wesen ja eben gehört, daß ihre Werke von dafür unersetzbaren Einzelnen geschaffen werden. – Daß man seine Meinung für richtig hält, ist nur natürlich, eben deswegen verfißt man sie ja, aber seine Meinung von vornherein zur gesicherten Wahrheit erheben zu können und die ihr widersprechenden der Öffentlichkeit vorzuenthalten: wäre nicht das eben jenes Monopol, das Sie, und mit Recht, den Schriftstellern absprechen? – Wem, Herr Minister, sprechen Sie's zu? – Noch einmal, ich rede nicht von der Lüge, ich greife da den Vorschlag Brechts auf, Faschismus, Rassismus, Kriegstreiberei sollen auf wahrhafte Intoleranz stoßen, der kann man brauchbare Definitionen erarbeiten, allein welche Formel trennt Irrtum von Wahrheit, wenn es um das fortschreitende Leben geht? Wenn sich die Widersprüche entfalten, wenn alles im Fluß und Wahrheit im Prozeß ist, stehn Irrtum und Wahrheit nicht im simplen Verhältnis von hier nur Schwarz, da nur Weiß zueinander, sie verknäulen sich, ja bedingen sich wechselseitig. – Die »trial and error method« der Kybernetik ist unerläßlich, wenn man auf Entdeckungen aus ist, die zielen ja eben auf das noch nicht Gekannte oder das noch nicht Ausgesprochene. – Das Leben selbst wird einmal entscheiden, in welchem Maß Irrtum und Wahrheit sich in der Meinung eines Jeden von uns gemischt haben, und wenn wir seine Entscheidungen über die jüngste Vergangenheit überdenken: waren es immer nur Schriftsteller, die irrten, und waren ihre Irrtümer folgenschwerer als andre? Wir wundern uns gern, wie es möglich war, daß bestimmte Bücher, die heute zum Fundus unserer Literatur zählen, gestern auf Veröffentlichungsschwierigkeiten stießen, deren Begründungen, falls sie erfolgten, sich natürlich auch immer als gesicherte Wahrheiten gaben – wann werden wir verwundert fragen, warum die Erzählungen von Hans Joachim Schädlich, der Roman von Stefan Heym über den Juni 1953, Geschichten und Gedichte von Thomas Brasch, Stücke von Volker Braun und

manches andre bei uns nicht erscheinen konnten, und nun soll sich, wie Sie mir bestätigt haben, diese Liste noch um das jüngste Buch von Jurek Becker vermehren? Sie waren so entgegenkommend, mir die Gründe dafür anzudeuten. Sie taten es im privaten Gespräch, und ich will Vertrauen nicht brechen, aber gehören diese Fragen nicht vor das Forum jener öffentlichen Meinung, die wir zwar kaum im Ansatz haben, allein wie anders sollte sie sich bilden? – Oder soll sie es etwa nicht? –

In der Presse der BRD, in der »Zeit«, in der »Frankfurter Rundschau«, im »Spiegel«, im »Stern«, aber auch über Rundfunk- und Fernsehstationen jenseits unsrer Grenzen findet eine Diskussion von Schriftstellern der DDR statt: Kunert, Seyppel, Heiner Müller, Harich, Heym, Schneider, Becker, Hermann Kant – sicherlich nenne ich jetzt nicht alle, ich kenne nicht sämtliche Äußerungen, und von denen, die mir zugänglich wurden, sind welche von nicht sehr hohem Niveau, doch was da verhandelt wird, sind schon unsre Probleme, und wenn auch die quälenden dabei in der Überzahl sind: Warum gibt es dafür bei uns keine Tribüne, oder, gäbe es sie, was ich bezweifle, woher dann die Unlust, sie zu betreten? Fürs nächste Frühjahr steht uns ein Schriftstellerkongreß ins Haus. Ich sehe ihm nicht mit Erwartung entgegen. Beim letzten habe ich es noch getan. Und wenn ich so ehrlich sein soll, wie es die Sache verlangt, die Sache unserer Gesellschaft, in der wir beide wirken, dann muß ich sagen: Ich habe Angst.

Ich habe Angst nicht vor Kritik, nicht vor Argumenten, auch nicht vor harten Schlägen, ich teile ja selbst welche aus, ich habe auch nicht Angst vor Unsachlichkeiten, nicht einmal vor Rüpelereien, wenn man die nur öffentlich zurückweisen kann. Ich habe Angst nicht vor der Wahrheit, wie quälend sie auch immer sein mag, wohl aber vor der Möglichkeit einer Entwicklung, die im Namen von Wahrheit Wahrheit zurückdrängt und letztlich: allseits ungewollte irreversible Entscheidungen erzwingt. Man wird dann vielleicht als Sieg etwas feiern, was unser aller Niederlage ist. Ich kenne Leute, die sich über den Weggang Sarah Kirschs freuten und freuen; ich weiß, Sie gehören nicht dazu, sonst schriebe ich ja nicht diesen Brief. – Wer wird zuletzt lachen? – Herr Minister, die schönste Lust an der Wahrheit ist die der Korrektur eines quälenden Irrtums – darf ich mit der Hoff-

nung schließen, daß sich die Sorgen dieses Schreibens bald als irrig herausstellen werden?

Ich bleibe mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr Ihnen sehr ergebener

14. 12. 77

An das
Ministerium für Kultur
Staatssekretär Löffler
102 Berlin
Am Molkenmarkt

Lieber Herr Löffler,⁴⁴

zunächst einen herzlichen Gruß von Sarah Kirsch, er ist so bestellt, und so gemeint. Ich war zweimal bei ihr und ihrem Jungen, dem Ritter Moritz, meinem Lehn Herrn, er hat mich zu seinem Obervasallen ernannt und feierlich zum Ritter geschlagen. – Sarah verhält sich so wunderbar; sie ist vollkommen die frühere Sarah, außer daß sie nun wieder schreiben kann (und auch schreibt), und darauf kommt ja alles an. Sie hat sich nicht einkaufen lassen, einen Preis von 20 000 Mark lächelnd zurückgewiesen, verschiedenen Vertretern der Journaille ebenso lächelnd eine schallende Ohrfeige gegeben (»ich habe vom Schriftstellerverband der DDR bis zum Schluß ein großzügiges Stipendium erhalten« – dies mehrmals) und ist natürlich bei der Reaktion unten durch, und diese Reaktion reicht bis zu dem, was man Mitte nennt. – Man verzeiht es ihr nicht, daß sie nicht geschimpft hat. Dafür fallen hier Kolleginnen wie Frau Schuder über sie her; nun gut.

Also sie läßt Sie grüßen, sie möchte hier unbedingt im Kontakt bleiben, ich habe bei ihr wie bei »Sinn und Form« vorgeföhlt, sie möchte gern auch in »Sinn und Form« veröffentlichen, auch gern Erstdrucke; ich möchte ihre Bücher hier besprechen. – Bei einer

weisen, weitsichtigen, oder anders: dem Sozialismus gemäßen Kulturpolitik hier wäre nicht nur in bezug auf meine Kollegin Sarah die große Möglichkeit eines internationalen Beispiels: Eine ausgeprägt antifaschistische (keine Hitlerwelle, kein Kappler, kein Joachim Fest) Heimat für eine potente humanistische, unserm Jahrhundert entsprechende Kultur – aber: ach. – Ich will hier schweigen, zumindest bis ich den Ausgang der Affaire meines mir ja abverlangten Offenen Briefes kenne. Dann mehr, oder auch: nichts mehr.

Jedenfalls möchte ich Ihnen für die Vermittlung der Reise ganz herzlich danken und – das hat man nun von Hilfsbereitschaft, das rächt sich – noch 3 Anlagen dazupacken, einmal die Reise fürs nächste Jahr, dann die von Ihnen freundlicherweise zugesagte Überprüfung für den erzgebirgler Dichter⁴⁵, und schließlich noch 1 Durchschlag eines Schreibens an die Post⁴⁶ – Sie werden mir den bombastischen Stil dort nachsehen, aber meines Wissens ist es das einzige Mittel, das überhaupt einige Aufmerksamkeit erzwingen kann.

Ich bin mit den besten Wünschen, herzlichem Dank und Frohem Fest und Frohem Neuen Jahr und so – ebenfalls an die lieben Damen, die Ihren Stab bilden,

Ihr Ihnen herzlich verbundener

- 30 *Schwester Sancho*: in weiteren Briefen meist Anrede »Liebe Schwester«: Margarete Hannsmann (1921 Heidenheim an der Brenz). In Stuttgart lebende Lyrikerin; mit ihr und ihrem Lebensgefährten HAP Grieshaber intensive literarische und künstlerische Zusammenarbeit. Siehe auch: F. F.: »HAP Grieshaber: Vorleser«; »Miteinander reden. Gespräch mit M. H.«, beide in: F. F.: *Essays*; bzw. M. H.: »Annäherung«, in: »Zwischen Erzählen und Schreiben«.
- 31 *Wähl dir den Rainer*: Rainer Kirsch (1934 Döbeln), Lyriker und letzter Präsident des DDR-Schriftstellerverbands (von März bis Oktober 1990); befreundet mit M. Hannsmann.
- 32 Klaus Günzel, Zittauer Bibliothekar und Literaturwissenschaftler; freier Publizist; ETA Hoffmann- und Tieck-Herausgeber.
- 33 *Liebe Schwester*: Brief an M. Hannsmann ohne Datum; aber drittletzte Zeile mit Hinweis auf noch nicht entzifferten Brief an Grieshaber, dem er noch schreibe, ungefähr datierbar durch nachfolgenden Brief an den »Lieben, verehrten Professor«.
- 34 Rosemarie Schuder, Verfasserin von historischen Romanen.
- 35 *Dr. P. H.* = Dr. Peter Hacks (1928 Breslau); Promotion 1951 über »Das Theaterstück im Biedermeier«; Dramatiker.
- 36 Johannes Poethen (1928 Wikrath), Dichter und Rundfunkredakteur in Stuttgart, der mehrere Texte von F. sendete.
- 37 HAP Grieshaber (1909 Schloß Rot an der Rot-Achalm 1981). Bildender Künstler, Graphiker; von Picasso und Braque herkommend, wurde berühmt u. a. durch seinen großformatigen Farbholzschnitt. Schuf für den Reclam Verlag Leipzig zahlreiche Editionen zu Schriftstellerausgaben wie Pablo Neruda; Volker Braun.
- 38 *Eine Arena*: Vorform von »Der Traum von der Arena«; abgedruckt in F. F.: *Unter den Paranyas*.
- 39 Barbara Frischmuth (1941 Altaussee/Steiermark). Gemeint ist ihr Roman »Mystifikationen der Sophie Silber« (Salzburg 1976). Die Verwandtschaft zu E.T.A. Hoffmanns Feengestalt Rosabelverde, dem »Fräulein Rosenschön«, aus »Klein Zaches genannt Zinnober« hatte F. sogleich aufgespürt. 1976 war bei Volk und Welt B. Frischmuths Roman »Die Klosterschule« erschienen, zu dem der einstige Jesuitenzögling F. ein Nachwort schrieb (siehe F. F.: *Essays*).
- 40 Roland Links, 1954–1978 leitender Lektor von Volk und Welt; danach Chef des Kiepenheuer Verlags in Leipzig.
- 41 Heinrich Böll (1917 Köln–1985 daselbst). Der handgeschriebene Brief an Böll fand sich als Fotokopie unter F.'s Stasiakten nebst der ersten Seite des »Marsyas«-Typoskripts F.'s mit folgender Anmerkung: »Fühmann sendet am 17. 11. 1977 an den angeführten BRD-Bürger Böll eine Grobsendung mit folgendem Inhalt:...« F.'s Widmung »Für Heinrich Böll 18. X. 77« steht in den Ost- und Westausgaben des Bandes *Der Geliebte der Morgenröte*, 1978.
- 42 Es war zur Zeit jenes deutschen Herbstes, als Böll erneut verdächtigt wurde – vor allem durch die Kampagne der Springer-Presse –, Sympathisant der Terroristen zu sein. Das Datum 18. X. 77 ist auch der Tag der Ermordung Hans Martin Schleyers.
- 43 *Der Offene Brief* muß an dieser Stelle in der Chronologie der Ereignisse stehen, obwohl er erst 13 Jahre später publiziert wurde: in »Sinn und Form«, Heft 3, 1990, mit einer Nachbemerkung von Klaus Höpcke, die wir hier nochmals als Dokument abdrucken. Siehe die nachfolgenden Briefe zu diesem Komplex. Uwe Schweikert teilt uns mit, ihm habe im Winter 1980 jemand den Brief als »samisdat« aus der DDR mitgebracht. Unter der Hand muß der Brief ziemlich bekannt gewesen sein.

Klaus Höpcke: Postscriptum Januar 1990

»Das hast du nun davon. Du siehst, wozu es führt, wenn man solche Diskussionsartikel wie »Lust an der Wahrheit« schreibt und rumreicht. Nun kümmere dich, daß du da wieder rauskommst.« So der Bescheid, den ich erhielt, als ich gebeten hatte, der Veröffentlichung des obenstehenden Textes zuzustimmen. Der Vorschlag, Franz Fühmanns Offenen Brief zu drucken, wurde abgelehnt. Das war Ende 1977.

Um »herauszukommen«, fragte ich Franz Fühmann, ob wir eine Verwandlung in dialogische Formen versuchen wollten. Obwohl das natürlich die Geschlossenheit seines ursprünglichen Briefes beeinträchtigt hätte, war er zu dem Versuch zunächst bereit. Doch auch dieser Anlauf scheiterte, als wir – zur gleichen Zeit, da wir am Ummontieren des Textes zu arbeiten begannen – bei Nachfragen in Redaktionen die Aussichtslosigkeit des Unterfangens erkennen mußten.

Was mich um so betroffener machte, als ich Fühmann – bei aller Schonung, die er mir in dem Brief angedeihen ließ – doch auch auf bittere Weise bestätigt fand in seiner mit ironischem Ernst vorgetragenen Frage, ob ich mich »ein bißchen sehr hoffnungsfroh« von der Realität abgewandt hätte. War dies zunächst auf